№ 19. Jüdisches 1886.

Familien-Blatt.

Herausgegeben von Dr. M. Rahmer in Magdeburg.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Die Prinzessin.

18

Eine Erzählung von Agathe Meisels.

(Fortsetzung.)

Tage und Wochen schwanden in banger Erwartung dahin. Wie tausend andere Gattinnen Mütter, Töchter, sah Lea täglich mit fieberhafter Spannung den Berichten vom Kriegsschauplatz entgegen, die aber wegen des Belagerungscordons, der Paris nahezu erdrückte, nur sehr spärlich einliefen. Die Vorgänge in der Provinz konnten indeß nicht lange Geheimniß bleiben, die Gerüchte von den Niederlagen der heldenmüthigen Kämpfer drangen mit denen der Triumphe der Belagerer in die bestürzte Stadt. Lea's Herz zuckte schmerzhaft zusammen, wie das aller anderen Frauen Frankreich's, und doch wieder anders. Denn während Jene in dem allgemeinen Unglück ihre eigenen blutenden Wunden nahezu vergessen und zur Höhe des Märtyrerthums sich aufschwingen konnten, brütete Lea unaufhörlich über ihr persönliches Leid, das ihre krankhaft aufgeregte Einbildung ihr, als Sühne für vergangene Sünden, erscheinen ließ.

Ohne eigentliches Interesse für die großen Erschütterungen der Gesammtheit, hing sie nur durch eine einzige Faser mit dieser zusammen, diese Faser allerdings stark genug, um, wenn sie riß, ihr Herz verbluten zu machen. Die furchtbar schnelle Entwicklung, wie die einzelnen Phasen dieses, in der modernen Geschichte, einzig dastehenden Feldzuges, betrachtete sie nur in dem Lichte ihrer subjectiven Betheiligung, und so war sie wieder einmal, gemäß dem ihr eigenen Verhängniß, dazu verdammt, inmitten einer alle gleichmäßig beherrschenden, gewaltigen Stimmung, isolirt und allein zu sein, allein mit ihrem wühlenden Schmerz, ihrem nagenden Schuldbewußtsein. Indeß die Einen zu den Barricaden eilten, um für den Tod ihrer frevelhaft geopferten Männer, Väter, Söhne blutige Rache zu nehmen, die Anderen mit voller Hingabe dem stillen Samariterdienste, der Pflege der Verwundeten, sich widmeten, und Alle durch die Größe des nationalen Unheils weit über die Schranken der Persönlichkeit hinweggehoben und zum Heroismus der That oder zum größeren der Ergebung emporgetragen wurden, schlich Lea matt und theilnahmlos in einem Zustande völliger Apathie umher.

Sie vernachlässigte ihre Armen, ihre Lieblingsstudien, ihr Kind selbst, vermied jeden Umgang mit Menschen, selbst den ihr so zum Bedürfniß gewordenen im Hause des Herrn Löwy, und als Frau Esther, durch ihr langes Fernbleiben erschreckt, sie aufsuchte, wies sie ihre Annährung wie ihr eifriges Bemühen, sie aus dem trostlosen Hinbrüten aufzurütteln, mit stumpfer Gleichgültigkeit von sich. Nur einer Beschäftigung blieb sie treu: sie las täglich, anfangs mit klopfenden Pulsen, später mit immer wachsender Hoffnungslosigkeit, zuletzt völlig mechanisch, die Verwundetenlisten. Dann setzte sie sich mit gefalteten Händen an's Fenster und schaute starren Blickes in die Weite, als ob sie dort etwas suchte oder sähe, was den Anderen unsichtbar, oder ihr Ohr lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit Tönen, die nur ihr hörbar waren. Wer sie in diesem Zustande beobachtete, konnte kaum einem Zweifel sich hingeben über die Krankheit, die ihren Organismus unterwühlte und die nur zu bald zum Ausbruch kommen sollte.

Als die Belagerung aufgehoben wurde, und ein theuer erkaufter Friedensschluß den Besiegten die Muße gewährte, die öden Schlachtfelder zu übersehen und die kaum geahnte Ausdehnung der Verluste festzustellen, fand sich in den sorgfältig registrirten Todtenlisten, auch der Name Stephan's. Für Lea, die das Unheil geahnt, war die furchtbare Gewißheit kaum eine Ueberraschung zu nennen, und doch wirkte die Brutalität der Thatsache wie ein betäubender Donnerschlag, und warf sie auf's Krankenlager.

Die heftige Gehirnerschütterung hatte ein Nervenfieber zur Folge, das sie wochenlang zwischen Tod und Leben schweben ließ. Esther und die beiden Mädchen lösten sich bei der Kranken ab, die anfangs in den wildesten Fieberphantasien sich erging und dann in einen Zustand völliger Bewußtlosigkeit verfiel, der von den Aerzten als noch bedenklicher bezeichnet wurde. Schier als Wunder erschien es ihnen daher und nicht ihrer Kunst schrieben sie es zu, daß die halbentflohene Seele wieder in ihr Gehäuse, das Verständniß in dem erloschenen Auge nach und nach sich einfand.

Jetzt lag sie stundenlang in einem erquicklichen Schlummer und ließ beim Erwachen, sanft und willenlos wie ein Kind, alle Anordnungen ihrer Pflegerinnen über sich ergehen, deren still-geschäftiges Treiben sie mit wiederkehrendem, dankbarem Interesse verfolgte. So ruhig, ja fast heiter lag sie da, daß ihre Umgebung, in dem Wahne, sie müsse von dem eigentlichen Anlaß ihrer Krankheit nichts wissen, jede Andeutung des Geschehenen ängstlich vermied. Und doch hatte Lea, bei wiedererwachtem Bewußtsein, die Erkenntniß ihrer unglücklichen Lage allmählich gewonnen, bis sie mit greller Klarheit vor ihr sich abzeichnete. Nur hatte sich, in den vielen Stunden schmerzlosen Siechthums, eine eigenthümliche Wandlung in ihrem Gemüthe vollzogen, die von dem Kummer jede Herbe, von dem bleichen Antlitz den Ausdruck starrer Gleichgültigkeit entfernte und die sie mit unerschütterlicher Ruhe den Entschluß in's Auge fassen ließ, den sie als unabweisbar nothwendig erkannte. Um die Kräfte zur Ausführung dieses Entschlusses zu sammeln, fügte sie sich bereitwillig den ärztlichen Verordnungen, wie der zärtlichen Sorgfalt ihrer Pflegerinnen, hielt sie selbst jede trübe Erinnerung von sich fern, die das Werk der Genesung verzögern würde.

Als sie so weit hergestellt war, daß sie gefahrlos einer starken Aufregung sich aussetzen durfte, ließ sie sich ihr Kind bringen, und die ersten Thränen die dem Tode des Gatten flossen, netzten das dunkle Lockenhaupt ihres kleinen Arthur. Der verstörte Blick des eben im Spiele unterbrochenen Kindes, das aus großen, thränenfeuchten Augen zur Mutter aufschaute, gab ihr bald die verlorene Fassung wieder. Sie drückte ihren Sohn mit unbeschreiblicher Liebe an sich, schickte ihn aber gleich weg und ersuchte Esther ihr jetzt eine längere Unterredung zu gestatten.

„Ich bin nun stark genug und Sie sollen sehen, wie tapfer ich mich halten werde", sagte sie mit trübem Lächeln.

Und zum ersten mal erzählte sie der erstaunt zuhörenden Matrone die Geschichte ihrer Vergangenheit: von dem Mangel an Verständniß, der ihrer Jugend Fluch gewesen, von der Einsamkeit ihres Herzens, die ihr das Sprengen der ohnehin lockeren Familienbande erleichterte, von dem verschiedenen Glaubensbekenntniß des Geliebten, ihrer Flucht aus dem Elternhause und der später sich einstellenden, verzehrenden Reue.

„Und dann", so schloß sie ihren Bericht, „hat mich zu all dem früheren Weh, noch die Vorstellung gepeinigt, daß ich der Unstern war, der meinen Mann aus seinen geordneten Verhältnissen hinaus in die Wirrniß eines freudlosen Daseins, immer weiter, weiter, bis in den Tod trieb. Doch nein, das wäre zu viel, eine zu schwere Bürde für das sieche Herz. In den Tagen der Reconvalescenz, in den vielen Stunden ruhiger Selbstprüfung, mußte ich mir doch sagen, daß ich gegen Stefan nicht gesündigt, daß ich mein Leid, so weit es nur irgend möglich war, tief in der schmerzenden Brust verschloß, daß er glücklich war durch meine Liebe und daß, wenn ihm schließlich doch eine Ahnung meines Seelenzustandes aufging und er dadurch litt, es ohne mein Hinzuthun geschah, weil er eben mittragen mußte an den Folgen der bösen That oder des Verhängnisses, dem wir beide unterlegen sind."

(Fortsetzung folgt.)

Versöhnt!

49

Original-Roman von Ida Barber.

XV. Die Umkehr.

„Laßt den Vater jetzt mit Sanders allein," wehrte Frau Rosa, „die Kinder mit sich fortnehmend; „ich glaube, er wird ruhiger zu uns zurückkehren, wenn er erfährt, wie Alles geworden!"

Die beiden Männer gingen in das Privat-Comtoir und conferirten lange miteinander.

Alois Braun, der sonst so stolze, hochfahrende Mann, saß, den Blick zur Erde gesenkt, vor Dr. Sanders, als dieser ihm mittheilte, wie man mit Feini unterhandelt, wie die verschiedenen Gläubiger-Versammlungen abgelaufen, wie sein Bruder sich für ihn auf Jahre hinaus verpflichtet, nur um das Geschäft und die Ehre des Namens zu erhalten.

Als Sanders geendet, saß Braun noch lange schweigend an seinem Pult; er schrieb und rechnete, entwarf und verwarf Zettel, endlich stand er auf.

„Sanders," sagte er, „ich will und mag Ihnen nicht danken, da ein in flüchtigen Worten ausgesprochener Dank nicht ausreichen würde, das, was Sie mir gewesen, gebührend zu lohnen. Sie tragen den Lohn Ihrer That in sich! Sie werden so glücklich werden, wie Sie es verdienen; was mein Kind vermag, Ihr Glück zu erhöhen, das wird ihrerseits geschehen; ihr ganzes Leben wird nicht ausreichen, Ihnen —"

„Aber weshalb diese Betheuerungen," unterbrach Dr. Sanders; „Sie rechneten soeben; haben Sie bereits einen Ueberschlag gemacht, ob Sie bei normalem Geschäftsgang die Zahlungen so, wie wir sie mit Hilfe des Procuristen berechnet, einzuhalten seien?"

„Ich hoffe es," sagte Alois Braun; „in fünf Jahren dürfte dann die Schuld getilgt sein."

„Wir hätten vielleicht günstigere Bedingungen erzielt," sagte Dr. Sanders, „wenn wir die Sache in die Länge gezogen hätten; indeß uns schien ein Accord unter der Hand besser, als eine gerichtliche Einigung; das Geschäft hätte gelitten und —"

„Ganz meine Ansicht," pflichtete Alois Braun bei; „Sie und Leo haben ein Meisterstück bewiesen; nicht in meinen kühnsten Träumen hätte ich annehmen können, daß eine so gute Einigung erzielt werden würde!"

„Ohne Feini's thatkräftige Unterstützung," entgegnete Sanders, „wäre es auch kaum möglich gewesen! Ihres Bruders That hat ihm imponirt. Er selbst ist zu vielen der größten Bankiers gefahren und hat privatim für Sie gesprochen. Man darf den Juden nicht fallen lassen, sagte er noch gestern vor der Sitzung zu einem mir befreundeten Advocaten, der einen Hauptgläubiger vertrat; ich kenne die Familie, sie sind alle durch und durch brav, der Bruder opfert sein Vermögen, die Tochter ihre Mitgift, die Frau nimmt sich gar die Sache so zu Herzen, daß sie —"

„Ja, die arme Rachelle," unterbrach tieftraurig Braun; „wir Alle werden leben, vielleicht mit Gottes Hülfe noch glücklich werden, sie hat den Schlag nicht verwinden können!"

Um den gebeugten Mann zu beruhigen, erzählte ihm Sanders, wie er und Ilka zugegen gewesen, als der Herzkrampf sich einstellte, wie es noch ein Glück gewesen, daß der Tod im Moment eintrat, daß er der Verstorbenen das Geleit gegeben, an ihrem Grabe statt seiner gebetet habe.

„Und Norbert?" fragte der Vater.

„Niemand weiß, wo er sich aufhält," entgegnete Sanders.

„O Gott," rief Braun schmerzerfüllt, „wie bin ich gestraft, solch' einen Sohn zu haben! Sie aber, fuhr er nach einer Weile, sich tiefbewegt zu Sanders wendend, fort, „Sie haben sich mir, wie weh ich Ihnen auch gethan, als treuer Sohn bewiesen! Beschämt gestehe ich ein, daß ich Sie verkannt. — Ich frage nicht, ob Sie mir verzeihen. Ich habe Sie zu bitter gekränkt, als daß Sie es könnten, doch der Braun von damals, lieber Sanders, er ist nicht mehr, er war ein armer, ein von tausend Hochmuthsteufeln geplagter Mensch, der, glauben Sie mir, nicht zurechnungsfähig war; der jetzt heimgekehrte Braun hat nichts mit jenem Anderen gemein; er wird schlicht und recht arbeiten, um seinen Verpflichtungen gerecht zu werden und wird die Menschen nach ihrem wahren Werth, nicht nach ihren Titeln beurtheilen!"

„Daran thun Sie gut!" sagte bewegt Dr. Sanders. „Doch lassen wir das Vergangene. Ich bin reich belohnt, daß Alles sich so gewendet. Nur sagen Sie mir, haben Sie keine Handhabe, Graf Zandos zur schleunigen Lösung der Ehe zu zwingen?"

Braun überlegte eine Weile.

„Man wird ihm einfach drohen," sagte er, „wenn er nicht sofort in Alles willige, die Summe zu veröffentlichen, die er von mir erhalten, um seine Schulden zu bezahlen!"

„Ein zwar nicht gewähltes, aber sehr probates Mittel," sagte Dr. Sanders; „da Sie mir wohl nachfühlen können, was ich gelitten und wie sehnlich ich eine Vereinigung mit Ilka wünsche, bitte ich in diesem Sinne mit dem Grafen zu unterhandeln."

„Es ist das Geringste, das ich Ihnen als Gegendienst leisten kann!" sagte Alois Braun.

Ilka hatte inzwischen den Kaffee servirt und bat, daß man ihr in's Speisezimmer folge.

Der Vater war erstaunt als er eintrat, die theuren Bilder nicht zu finden.

„Ja, jetzt heißt es Verzicht leisten," sagte er. — „Es war wohl überhaupt gefehlt, sich mit solchem Ballast zu beladen. Die Idee, repräsentiren zu müssen, wollen wir fallen lassen! Was meinen Sie, Sanders, wenn ich das Haus sammt Inventar verkaufe?"

„Ich stimme Ihnen vollkommen bei," entgegnete Sanders. „Man wird Sie um so höher schätzen, je mehr man einsieht, daß Sie den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen. — Ein Käufer dürfte sich leicht finden, da das Haus eines der schönsten der Stadt ist!"

„Und Deine Meinung, Ilka?" forschte Alois Braun.

„Auch ich stimme Ellimar bei," entgegnete die junge Frau. „Wenn Gott unsere Wünsche erhört, werde ich ja bald das Vaterhaus verlassen; Du bist dann allein mit James und Claire; wozu für Euch diesen ganzen Apparat von Dienern und Mägden, die wiederum der 12 Zimmer wegen gehalten werden müssen! Ich habe es bei der Tante Rosa so traulich schön gefunden; sie hat einen Salon, ein Speise-, ein Wohn-, ein Schlafzimmer, hält das Alles mit

einer Dienerin gut in Ordnung! Ich denke, wir bitten die Tante, uns nach ihrer Weise ein trautes Heim, in dem es sich wohl sein läßt, einzurichten; alles Uebrige wird verkauft, verwerthet und, wenn es uns wieder mal recht gut geht und Dein Sinn noch darnach steht, Vater, da kannst Du es ja wieder anschaffen," setzte sie begütigend hinzu.

„Du irrst, wenn Du glaubst, Tochter, mein Sinn sei auf solchen Tand gerichtet; ich habe jetzt nur das eine Ziel vor Augen, meinen Gläubigern in kürzester Zeit gerecht zu werden!"

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde durch die Stadt verbreitet, daß Alois Braun zurückgekehrt sei. — Man besprach seine Abwesenheit in gutem und bösem Sinne, doch als ein neues Gesprächsthema auf's Tapet kam, hatte man den Fall Braun vergessen und da der Accord unter der Hand beendet war, Braun Alles that, um seine Gläubiger zufrieden zu stellen, vergaß man bald, daß die Affaire überhaupt als was Sensationelles aufgefaßt worden.

Die drei Braun'schen Häuser wurden aus freier Hand verkauft, der Erlös derselben reichte hin, 50 Proc. gleich zu zahlen; im Nu war die Stimmung umgeschlagen; alle diejenigen, die Braun einen Betrüger, einen Ehrlosen nannten, waren jetzt, da er seinen ganzen Besitz veräußerte, geneigt, ihm ihre Sympathie zu bezeugen. Die Equipagen und Pferde wurden verkauft, die Dienerschaft entlassen, die Geschäfts-Localitäten bedeutend vereinfacht, die Familie bezog in einer fernen Vorstadt eine kleine, aber freundliche Wohnung.

Mit Hilfe der praktischen Tante Rosa war selbige im Verlauf von kaum 8 Tagen eingerichtet.

Alois Braun arbeitete unermüdet; er vergaß an Speise und Trank, an Ruhe und Erholung.

„Vater," sagte Ilka, als sie die große Wohnung geleert, „heut' nimm Abschied von diesen Räumen, wir speisen Mittag schon draußen; Tante Rosa hat bereits Alles vorbereitet."

„Ich werde kommen," sagte der Vater, „wenngleich der Weg ein wenig weit! Mich befremdet nur," setzte er nach einer Weile hinzu, „daß die Tante so lange bei uns aushält. Du weißt, morgen ist Rosch-haschono, sie wird doch sicher zum Feste zu Haus sein wollen!"

„Ich glaube kaum," entgegnete Ilka.

Sie nahm Hut und Shawl, warf, da der Möbelwagen unten voll bepackt stand, noch einen wehmüthigen Blick auf all' die reich mit Stuck und Sammettapeten ausgestatteten Zimmer, reichte dem Vater die Hand und eilte dann, um ihn nicht die ihr Gesicht benetzenden Thränen sehen zu lassen, die Stiege hinab.

Schnell sprang sie in den unten stehenden Fiaker und fuhr dem fernen Vorstadthause zu, das einstweilen ihre neue Heimath sein sollte.

Die für die Wohnstuben bestimmten Möbel waren schon gestern hinausgeschafft worden, die Tante hatte Alles schön geordnet, Blumen standen auf dem Tische, an den Fenstern, weiße Vorhänge überall. — Ilka konnte sich nicht enthalten, beim Betreten der Wohnung auszurufen: „Aber hier ist es ja reizend schön! Wir werden unsere elegante Wohnung kaum vermissen! Wie hast Du das nur ohne Hilfe fertig gebracht, Tantchen?"

„So ganz ohne Hilfe nicht," entgegnete Frau Rosa, auf das Seitenzimmer deutend. „Schau mal nach, ob da nicht Jemand ist, den auch Du gerne siehst!

„Onkel Leo," rief Ilka hoch erfreut, „dachte ich es mir doch, Du würdest uns in unserem neuen Heim begrüßen, oder — setzte sie zögernd hinzu — bist Du gar gekommen, uns die Tante zu entführen?"

„So bald noch nicht," entgegnete schelmisch lächelnd der Onkel. Wir haben nämlich einen Plan vor, bei dessen Ausführung Du uns behilflich sein mußt!"

„Und der wäre?" forschte Ilka.

„Wir wollen Euch helfen, die Feiertage, die, wie ich vermuthe, Euch, falls Ihr allein wäret, doch recht traurig vergehen würden, angenehm zu verbringen. Im Grunde seid Ihr ja doch Alle noch Kinder Israels, das Taufwasser hat Euch keinen Segen gebracht. — Die Tante wollte sich gerade jetzt nicht von Euch trennen und ich — ich wollte selbstverständlich meinen Jontof nicht ohne die Tante verleben; so bleiben wir denn bei Euch und denken —"

„Das ist ja herrlich" unterbrach Ilka den Onkel; „o und wie sich der Vater freuen wird; erst vor einer Stunde sprach er davon, daß er sich wundere, warum die Tante, da doch morgen Rosch haschonoh ist, nicht heimfährt!

„Also denkt er doch daran!" sagte sichtlich erfreut der Onkel.

„Er hat sich auch vorgenommen, morgen, obgleich er es seit Jahren nicht gethan, in den Tempel zu gehen", entgegnete Ilka; „nur sagte er mir, es sei ihm eigen, Jeder werde ihn anstaunen —"

„Ich werde ihn begleiten", entgegnete freudig Leo Braun; „mein Werk soll es sein, ihn mit seinen Gott auszusöhnen, damit er wieder glücklich sein kann!"

(Fortsetzung folgt.)

Adolf Crémieux und die Rachel.

Die „Revue politique et littéraire" in Paris hat jüngst aus der Autographensammlung Crémieux' eine Anzahl Briefe bedeutender Zeitgenossen an ihn veröffentlicht, darunter auch mehrere der Rachel Felix, die über diese große Tragödin manches Interessante enthalten. Kaum achtzehnjährig, im Beginn ihrer Laufbahn, hatten ihre Eltern sie 1838 in das Haus dieses berühmten Advocaten eingeführt und bald war sie dort der Liebling des Hauses geworden. Die Rachel war damals von schmächtigem, zarten Körperbau, aber graziös in allen ihren Bewegungen, mit schwarzen, kleinen Augen voll tiefer Gluth, schmalen Lippen und von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Dazu besaß sie ein entzückendes, volltönendes, durchdringendes Altorgan, einen bewundernswerthen Theaterinstinkt, war aber ohne jegliches Wissen. Cremieux, des sehr bald ihr eminentes Talent erkannt hatte, unternahm er selbst, sie zu bilden und ihre Rollen mit ihr einzustudiren, bei ihrer kaum glaublichen Unwissenheit eine gewiß nicht leichte Aufgabe. Hier einige Beispiele für viele: Als sie die Bibel las, fragte sie, was Firmament sei.

Als sie in Corneille's „Horatiern" einen großen Erfolg errungen hatte, war sie bei Cremieux zu Tische geladen. Ein begeisterter Zuschauer aus Bordeaux schilderte ihr sein Glück, dieser Vorstellung beigewohnt zu haben.

„Man weiß nicht," schrieb er ihr, „in welchem Augenblick man Sie mehr bewundern soll, ob bei dem Fluch, den man nie mit so viel tragischer Wuth ausgesprochen hat, oder in der Scene, wo Sie den Tod von Curiace vernehmen. Welch' herrliche Pantomime, wie das Qu'il mourût! O daß er sterbe! ausgesprochen wird!"

Rachel neigte sich zu Cremieux, neben welchem sie saß und fragte ihn ganz leise: „Was ist das: Qu'il mourût?"

„Still," antwortete Cremieux, „ich will es Ihnen nachher erklären."

Als die Gäste sich empfohlen hatten, fragte Cremieux sie: „War es ihr Ernst? Wissen Sie wirklich nicht, was das berühmte Qu'il mourût sagen will?"

„Nein, ich versichere Sie."

„Was lesen Sie denn, wenn Sie ihre Rolle studiren?"

„Meine Rolle und die Stichwörter."

Die Antwort gab Cremieux Veranlassung, seine Schülerin stets mit der Geschichte der Heldinnen, die sie darstellten, bekannt zu machen.

Um diese Zeit hatte Rachel mehrfach den Wunsch geäußert, die „Phädra" von Racine zu spielen. Cremieux suchte das aus naheliegenden Gründen dem jungen Mädchen auszureden, indem er vorgab, sie sei noch zu jung, um diese Rolle zu verstehen.

Eines Tages kam Rachel triumphirend zu ihm.

„Ich kann die Rolle der Phädra. Soll ich sie Ihnen deklamiren? Sie werden mir sagen, wenn ich etwas nicht verstehe."

Sie deklamirte wirklich auf anerkennenswerthe Art. Cremieux war aber überzeugt, daß sie dennoch noch Größeres leisten könne.

„Ist Ihnen die Geschichte dieser Phädra bekannt, die so schuldvoll und so unglücklich ist?" fragte sie Cremieux.

„Nein," antwortete Rachel und bat ihn, sie ihr zu erzählen.

Aber wie sollte Cremieux es anfangen, um eine solche Geschichte vor so keuschen Ohren zu erzählen. Dennoch wußte er ad usum Delphini ihr die Sache begreiflich zu machen.

„Wollen Sie," begann Rachel, als er geendet, „daß ich Ihnen von Neuem meine Rolle aufsage?"

Und jetzt stellte sie wirklich die erhabene, antike Phädra dar, welche von sträflicher Leidenschaft verzehrt wird, die sie unfähig zu bekämpfen ist. Cremieux war starr, ob dieser Umwandlung. Jetzt erlaubte er ihr, die Phädra zu spielen, die von nun an ihr so große Triumphe bereiten und sie zur Löwin des Tages machen sollte.

Und Niemand von denen, die sie anstaunten, hatte wohl eine Ahnung davon, wie mangelhaft es immer noch mit ihrem Wissen bestellt und wie sie nicht einmal im Stande war, ein orthographisch richtiges Briefchen zu schreiben.

Da war es denn Papa Cremieux, der in solchem Falle den Retter in der Noth machte. Er verfertigte die Brouillons vieler ihrer Briefe, die man der Rachel zuschrieb. Oft, wenn man von ihren Billets und Briefen entzückt war, bekam er Briefe in die Hände, die — er selbst verfaßt hatte.

Es ist bekannt, wie lauffeuerartig schnell sich ihr Ruhm über die Grenzen Frankreichs hinaus verbreitete. Ihre Gastspiele in London in den Jahren 1839—41 waren wahre Triumphzüge und rührend ist es, kindlich und liebenswürdig, wie sie ihrem Protector darüber berichtete. Leider sollte aber bald nach ihrer Rückkehr aus England das gute Einvernehmen zu Cremieux einen unheilbaren Riß bekommen. Es wurde über sie, die bisher Dank dem Einfluß Cremieux' und seiner Gattin durchaus tugendhaft und sittenrein galt, bedenkliche Gerüchte laut und Frau Cremieux interpellirte sie brieflich hierüber. Anfangs leugnete Rachel. Nach einiger Zeit aber verlauteten bestimmtere Thatsachen. Frau Cr. schrieb ihr abermals und verlangte Aufschluß hierüber und als dieser ausblieb, schickte Cremieux seinen Diener zu ihr, doch der kam mit der betrübenden Antwort zurück: „Fräulein Rachel läßt sagen, daß es keine Antwort giebt." Damit war Alles zu Ende. Rachel erschien nicht mehr im Cremieux-schen Hause.

1848 in der Revolutionszeit erhielt Cremieux, der damals Justizminister geworden war, zum ersten Mal wieder einen Brief von ihr, worin sie um eine Adienz bat. Auch Frau Cremieux hatte gleichzeitig nachstehendes Schreiben von ihr erhalten.

„Der vollständige Umsturz aller vergangenen Dinge giebt mir die Kühnheit, Sie um das Interesse und die Freundschaft zu bitten, die Sie ehemals dem jungen Mädchen bezeugt haben. Wenn ich mich heute zu diesem Schritt ermuthigt fühle, so ist es, weil meine Gesinnungen und mein Betragen mich des Appells an Ihr Herz würdig machen. Schon hat der Justizminister mich mit Güte empfangen; Sie, die Sie Frau und zärtliche Mutter sind, werden Sie Ihre Arme der aufrichtig Bereuenden zu öffnen verweigern? Ihr wohlwollendes Lächeln giebt mir die Hoffnung; ich habe es übrigens nöthig, denn ich werde als Phädra auftreten vor dem großen, französischen Volke, und um mich seines Beifalls würdig zu erweisen, muß mein Herz voller Hoffnungen und edler Gefühle sein."

Man sieht, jetzt hatte sie auch Briefe schreiben gelernt. Trotzdem blieb ihr die Familie Cremieux verschlossen. Diese hatte eine Tochter, die eben heranwuchs; dieses allein, von andern Gründen abgesehen, machte es unmöglich, Rachel wieder in ihren Kreis aufzunehmen. Frau Cr. schrieb ihr einen aufrichtigen Brief, auf welchen Rachel mit einigen verletzenden Worten antwortete. Gleichwohl bewahrte sie der Familie Cr. ihre alte Anhänglichkeit, so daß sie, als sie 1854 mit dem Theaterdichter Legouvé, in dessen „Medea" sie auftreten wollte, in einen Proceß gerieth, Cr. um Vertretung ihrer Rechte bat. Cremieux sagte zu. Seine Tochter war verheirathet und nun empfand er keine Scrupel mehr, sie zu empfangen. „Sie mag kommen," sagte er zu ihrer Mutter, „das wird mich 16 Jahre verjüngen; ich werde mich in das 1838 versetzt glauben." Diese Worte erwiderte Rachel mit einem herzlichen Schreiben, worauf sie sich bei Frau C. einfand. Sie kam von nun an oft und war stets voller Einfachheit und natürlichen Esprits. Sie starb am 3. Januar 1858, 38 Jahre alt. Ihre Familie übersendete Cremieux eine herrliche Ausgabe französischer Klassiker aus ihrer Bibliothek.

M. Wbg.

Allerlei für den Familientisch.

Auch ein Stammbuchvers.

Als Saphir — einst bei Herrn v. Rothschild zu Gaste — von diesem aufgefordert wurde, sich in sein Stammbuch einzuschreiben, schrieb ihm dieser:

„Leihen Sie mir 100 Friedrichsd'or
und — vergessen Sie mich",

worauf Rothschild die Worte darunter setzte:

„Ich schenke Ihnen hundert Friedrichsd'or
und vergesse sie und — Sie."

M. W.

Räthsel-Aufgaben.



I. Deutsches Logogryph.

Von C. in R.

Im alten Tempel war's zu sehen,
Zu sühnen Sünde und Vergehen;
Nimmt's Herz die erste Stelle ein,
Ist's auch in neueren insgemein.

II. Zweisprachiges Silbenräthsel.

Von C. in R.

In Südeuropa sich ein Fluß ergießt,
Ein anderer in des Rheines Bette mündet;
Wer beide einfach aneinander schließt,
Hebräisch in der Küch' das Ganze findet.

III. Scherzfrage.

Von J. Kaufmann Lehrer in Essen.

Wann durften die Juden in Palästina ihre Frauen nur an der linken Seite führen?

Auflösung der Räthsel in vor. Nr.

I. **Schöpfer** (1. Gefäß zum Schöpfen, 2. der es braucht, 3. Gott.)
II. **Aboab,** Verfasser des „Menoras hamaor".
III. פתי יאמין לכל דבר („Ein Thor glaubt Alles") Spr. Sal. 14,15.

Die richtige Auflösung aller drei Räthsel sandte nur: Leopold Horowitz in Crefeld ein, der die Prämie erhält. Nr. I. errieth noch: Jeanette Haas in Freudenthal. Nr. II. Abraham Stern in Fulda. Nathan Stern in Köln. L. Kahn in Salmünster. Eckmann in Nienburg. Nr. III. J. Singer in Frankenthal, Eckmann-Nienburg, H. Michaelis in Thorn, L. Cohen-Rees.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von L. D. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.